

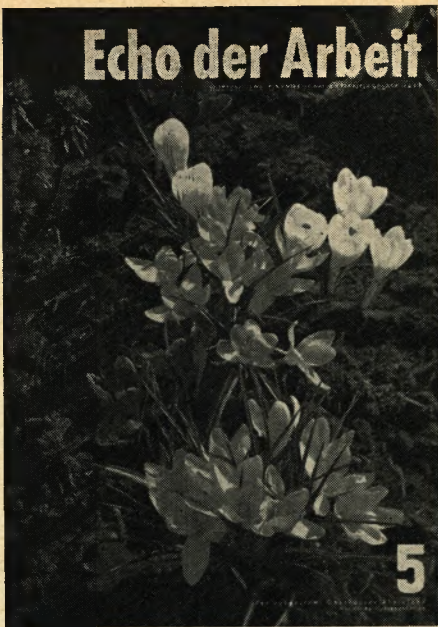
Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESellschaft



5

Verlagsgesellschaft Oberhausen/Rheinland
Nur für Beitragsbesitzer



Eigentlich hatten wir für diese Ausgabe ein anderes Titelbild vorgesehen. Doch der Krokus im Werksgasthauspark blühte zu schön, als daß man ihn hätte übersehen können. So liefen wir uns dann vom Frühling einfangen, der vor knapp vierzehn Tagen ja auch „amlich“ seinen Einzug gehalten hat. Auf jedem Kalender steht besonders angemerkt das Wörtchen „Frühlingsanfang“, das man als kleinen Vorschuß auf die Glückseligkeit warmer Sommertage ansehen kann. Als gutgemeinte Entschädigung wohl für den verregneten Sommer des letzten Jahres aber hat draußen in der Natur der Frühling längst sein Regiment angetreten, lange schon, bevor auf dem Kalender „20. März“ vermerkt stand. Überall sprühen und grünen in diesen Tagen bereits Bäume und Sträucher. Der „Winterschlaf“ ist vorüber!

JAHRGANG 8 4. APRIL 1957 **5**

Wächter der Demokratie

*

„Parlamentswahlen“ im Betrieb

*

Der Brotpreis ist ein Symbol

*

Zweifelloes Mißverständnisse

*

Sicherheitsschuhe

*

Zum Thema „Amerika-Kohle“

*

Die erste Stunde ist entscheidend!

*

Ein gutes Beispiel

*

Die Welt im Buch

*

Kleine Fotoschau

ECHO DER ARBEIT Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland und Manfred Okroy, Oberhausen (Rheinland), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17000 Exemplare. Herstellung: VVA-DRUCK, Vereinigte Verlagsanstalten, Oberhausen (Rhd.). Klischees: Vignold, Essen.

Wir sind aufgerufen

Wir leben in einer Zeit der Schlagzeilen. Wir sind es gewohnt, stolz zu sein auf die Zahlen, die unseren überall bewunderten Aufstieg aus der Tiefe des Zusammenbruchs widerspiegeln. Wir haben eine Zeit hinter uns, in der fast Monat für Monat und Jahr für Jahr neue Erfolgsgipfel bezwungen wurden. Diese Zeit des stürmischen, oft allzu stürmischen Aufwärtstrebens ist vorbei. Jetzt gilt es, das Erreichte zu befestigen und zu bewahren. An Stelle der plakatreifen Erfolge gilt es nun, jene kleinen Erfolge des Alltags zu setzen, die sich nicht für die Schlagzeilen der großen Zeitungen eignen. Die kleinen Unzufriedenheiten, die Nörgeleien, der Sand im Getriebe, das Menschliche, Allzumenschliche im Bewähren und Versagen — das wird jetzt alles eine größere Rolle spielen als in der Zeit des dynamischen Vorwärtsdrängens. Das gilt für jeden von uns: im persönlichen Bereich, das gilt für die Wirtschaft, das gilt für die Leitung unseres Unternehmens genauso wie für den Betriebsrat.

Vor uns liegen Wahlen. In diesen Tagen werden in der Bundesrepublik die Betriebsräte neu gewählt, im Herbst die Bundestagsabgeordneten. Wahlzeiten sind in einer Demokratie unruhige Zeiten. Das unterscheidet unsere Wahlen von jenen „Wahlvorgängen“, bei denen die „Wähler“ in solide gedrillten Kolonnen mit wohl-vorbereiteten Stimmzetteln zur Kundgebung des Willens ihrer Funktionäre geführt werden. Wer sich zur Wahl stellt, drängt nach Erfolgen. Das gilt im Betrieb, das gilt in der Politik. Das gehört nun einmal dazu. Man stellt seine Erfolge heraus, man versucht sich deutlich gegen den Konkurrenten abzuheben, man versucht seinen Wählern gegenüber im guten Sinne aufzufallen. Die Opposition dagegen sagt, was sie anders machen würde.

Wahlzeiten sind unruhige Zeiten. Sorgfältig überlegt und überprüft der Wähler, welche Gewichte er auf die Waagschalen seiner Entscheidung zu legen hat. Reden und Handeln der Männer und Frauen, auf die alle schauen, gewinnen eine neue, wichtige Funktion. Menschliche Haltung, sachliche Arbeit, persönliche und Gruppenerfolge liegen im grellen Licht der Scheinwerfer und werden von denen, die zu wählen haben, diskutiert. Wahlzeit ist aber auch Denkzeit. Wer wach und mit klarem Kopf die Dinge überprüft, um die es geht, der wird in Ruhe eine Entscheidung treffen können, die er später nicht zu bereuen braucht. Das gilt auch für die Betriebsratswahl.

Wenn wir Glück haben, dann führt viele von uns die Unruhe des Wahljahres aber auch dazu, in jenem Stadium geistiger Wachheit zu bleiben, in das wir nach den tiefgreifenden Ereignissen des letzten Spätherbstes gekommen sind. Durch Nahost und vor allem durch die ungarische Tragödie. Wir sollten wach bleiben! Wach bleiben für die Notwendigkeit guten Auskommens miteinander im kleinen betrieblichen Raum und für die Notwendigkeit, das Feuer nicht ausgehen zu lassen, an dem wir die Einheit unseres Volkes zu schmieden haben. Der alte Spruch: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ gilt nur zum Teil. Wir sollten zwar innerlich und auch äußerlich jene Ruhe bewahren, die das sachliche Nachdenken erfordert. Für die großen Anliegen aber gilt das Gegenteil: „Schöpferische Unruhe.“

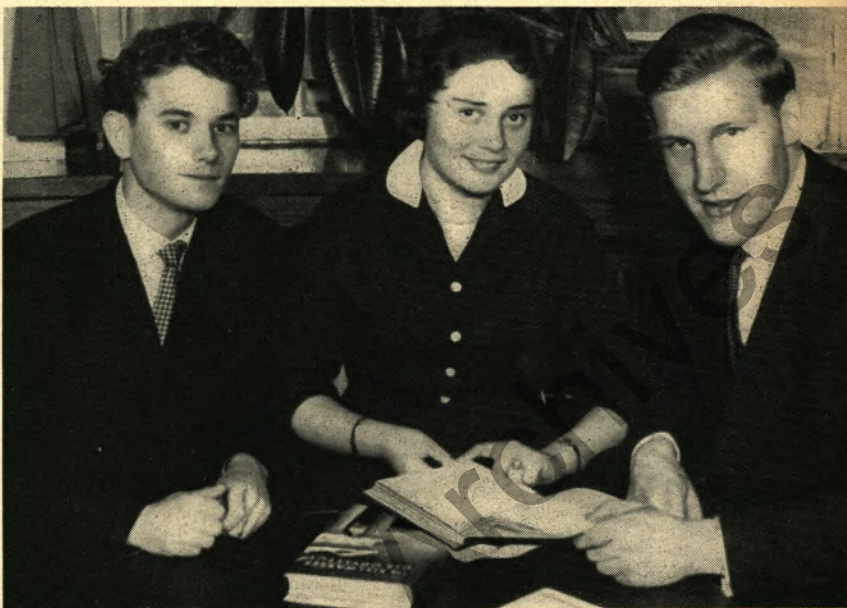
Der Durchschnittsdeutsche hat manchmal die Sehnsucht, sich einhüllen zu lassen in das milde Klima politischer Windstille. Auf diesen Gemütszustand spekulieren die politischen Rattenfänger. Wir sind auch diesmal wieder aufgerufen, dies zu erkennen; denn unsere Freiheit wird weder von der Technik noch von unserem Beruf bedroht, sondern von uns selbst. Viele von uns sind von sich aus bereit, ihre Freiheit zu beschneiden, nur um „Ruhe zu haben“. Wie lange wurde um das volle allgemeine Wahlrecht gekämpft. 1919 wurde es Wirklichkeit. Heute gibt es viele Menschen, die von sich aus auf dieses Wahlrecht verzichten — um „Ruhe zu haben“. Der Wille zur eigenen Verantwortuna und Entscheidung ist eng verknüpft mit dem Begriff der Freiheit. Wer nicht immer und überall bereit ist, Verantwortung zu tragen — auch im Betrieb —, der darf sich nicht wundern, wenn sie ihm eines Tages abgenommen wird. Aus dieser Sicht heraus sollten wir auch die Artikel auf Seite 60 dieser Ausgabe beherzigen.

Chronicus



◀ 21 junge Peruaner, und zwar Studenten der Technischen Hochschule Lima, besuchten in Begleitung eines Professors kürzlich unser Werk. Die Gäste aus Südamerika, die durch Vermittlung der Ferrostaal AG nach Oberhausen kamen, zeigten ein überaus lebhaftes Interesse an der deutschen Eisen- und Stahlindustrie. Besondere Aufmerksamkeit widmeten sie dem Hochofenbetrieb, wo gelegentlich peruanische Erze zum Einsatz kommen.

Schnappschüsse



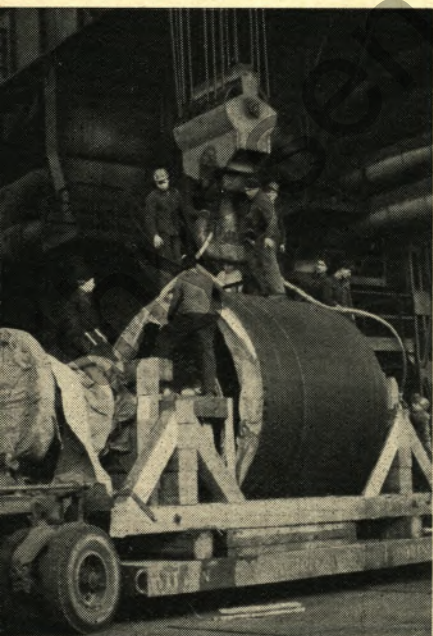
Ein Operettenkonzert mit Melodien von Suppé, Raymond, Kälman, Lehár, Oscar Strauß, Künneke, Kattnigg und Abraham veranstaltete das Werksorchester. Der bis auf den letzten Platz besetzte Werksgasthaus-Saal bewies, daß die Operette auch heute noch viele Freunde hat. Peter Müller dirigierte wie immer flüssig und gekonnt. Im Orchester gab es neben guten Einzelleistungen auch einen guten Gesamtklang, der darauf hindeutete, daß die Musiker die Kompositionen gewissermaßen „im Ohr“ hatten. Das flotte Mitgehen der einzelnen Orchestermitglieder zeugte abermals von einer recht erfreulichen Entwicklung des Könnens, obwohl man sich eine keinesfalls leichte Aufgabe gestellt hatte. Als Solist fand der Tenor Heinz Partenhelmer (Siemens-Martinwerk) viel Beifall. Alles in allem eine gutgelungene Veranstaltung, die für die Zuhörer zu einem äußerst erfreulichen Erlebnis wurde. ▶



▶ Wieder einmal zeigte sich bei den Abschlußprüfungen der Industrie- und Handelskammer die solide Grundausbildung unserer Lehrlinge. Und zwar bestanden von den Lehrlingen für den Beruf des Industriekaufmanns Siegfried Gosny und Heinz Mellis „mit Auszeichnung“. Bei den Lehrlingen für den Beruf der Bürogehilfin wurde Christel Volkenborn die Bestnote „mit Auszeichnung bestanden“ zuerkannt. Auf Einzelergebnisse kommen wir in Verbindung mit dem Prüfungsergebnis der gewerblichen Lehrlinge in der nächsten Ausgabe zurück. Auf unserem Bild die drei „Ausgezeichneten“: von links nach rechts: Siegfried Gosny, Christel Volkenborn und Heinz Mellis. Wir freuen uns mit ihnen und gratulieren zu dem Erfolg, der letzten Endes auf Fleiß und Tüchtigkeit während der Ausbildungsjahre zurückzuführen ist.



▶ Im Zuge der Vorbereitungsarbeiten zum Bau der neuen Erzbrech- und -siebanlage im Hafen Walsum wurde in diesen Tagen ein aus den Kriegsjahren stammender behelfsmäßiger Bunker gesprengt.



Die geheimnisvoll mit Zeltplanen verhüllte Fracht, die vor einigen Tagen auf einem Spezial-Tiefladefahrzeug das Tor zum Blechwalzwerk passierte, entpuppte sich bei ihrer Enthüllung als ein Rotor eines Walzenzugmotors. Es ist dies der innere drehbare Teil eines der zwei Gleichstrom-Elektromotoren, die demnächst die Walzen der neuen Quarto-Grobblechstraße antreiben werden. Der auf dem linken Bild zu sehende Rotor hat ein Gewicht von 60 t. Zusammengebaut mit dem Gehäuse (Stator) und mit Gleichstrom gespeist, ist er in der Lage, die erforderliche Kraft, die für das Auswalzen der Grobblechbrennen gebraucht wird, herzugeben sowie die Walzen in Sekundenschnelle auf die erforderliche Drehzahl zu bringen und — da die Quartostraße eine Reversierstraße ist — schnellstens abzustoppen und anschließend in der anderen Richtung laufen zu lassen. Das neue und für unser Werk erstmalige an diesem Walzwerksantrieb ist, daß zwei Motoren vorhanden sind: ein Motor treibt die untere Arbeitswalze und der andere Motor die obere Arbeitswalze an. Dadurch konnte man auf das bei Walzwerksantrieben mit einem Motor erforderliche kraftverzehrende Zwischengetriebe, die sonst übliche Kammwalze, verzichten. Der für ein einwandfreies Walzen erforderliche Gleichlauf beider Arbeitswalzen wird durch eine elektronische Regelanlage erreicht.



▶ Von den Verkaufsanstalten wurde kürzlich in unserem Wohngebiet Dümpten — „Auf dem Bruch“ — ein Selbstbedienungsladen eröffnet. Nun brauchen sich die Hausfrauen beim Einkaufen von Lebensmitteln nicht mehr über weite Wege zu beklagen.

Wächter der Demokratie

Professor Heuss über die sozialpolitischen Aufgaben der Gewerkschaften

Der Tag der Betriebsratswahl rückt näher. Heftige Debatten in den Werkstätten und Büros und das Für und Wider der betrieblichen Interessengruppen bringen in diesen Wochen alle Mitarbeiter mit einer Fülle verschiedener Meinungen in Berührung. Es gilt, den rechten Weg zu finden. In dieser Situation ist es gut, einmal von höherer Ebene die Probleme unseres betrieblichen Alltags zu betrachten. Wir glauben, daß einige Gedankengänge von Bundespräsident Professor Dr. Heuss über sozialpolitische Fragen dazu beitragen können, Klarheit zu schaffen. Darum bringen wir unseren Lesern hier Auszüge aus einem Vortrag des Bundespräsidenten auf dem vorletzten Bundeskongress des DGB. Es sind Worte von zeitloser und unbegrenzter Aktualität, heute ebenso gültig wie morgen oder übermorgen.

Manche mögen die Sorge haben, die sozialwirtschaftlichen Spannungen würden in Paragraphenwatte gepackt. Dazu möchte ich in bezug auf das Vieldiskutierte sofort etwas Grundsätzliches und zugleich Banales sagen: Das Streikrecht des Lohnempfängers ist eine völlig legitime Sache. Es ist nicht nur formalrechtlich begründet, seitdem das Arbeitsverhältnis in einen umgrenzten Vertragscharakter übergegangen ist, sondern auch ein Individual- und Gruppenanspruch, auf eine bessere Berufs- und Lebenslage geschlossen einzuwirken, und zwar — das ist nicht verwunderlich — vorab in den Perioden guter Konjunktur, guter Erträge, zu denen man ja selber mitgewirkt hat, wird dieses Recht angewendet. Aber das Streikrecht ist „das Schwert an der Wand“. Das ist, ich will nicht sagen schön, es ist ja nicht als Zimmerschmuck gedacht, aber es ist bedrohend und beruhigend in einem; nur soll man nicht mit ihm spielen, daß es metallisch klingt; dies Geräusch macht manche Leute nervös, auch aufgeregt. Die bessere Politik ist immer noch zwischen den Völkern — das wissen wir, das weiß Gott —, wenn sie ihr Nebeneinander und Miteinander nicht mit Metall, sondern auf dem Papier regeln, und auf dem Papier sollen Gesinnungen und Rechte aufgeschrieben sein.

Ich halte den Kampf um die verkürzte Arbeitszeit völlig in Ordnung, ich warne aber davor, daraus ein schlechthin gemeinverbindliches Dogma der Wochenstundenstatistik zu machen. Ich war kürzlich in einem Gebiet, einem so schönen als armen Land, wo die Menschen immer wieder aus Mangel an Aufträgen (Verkehrslage usw.) aufs Stempelbüro gehen müssen. Ach, wie dankbar wären die für die bescheidenste kontinuierliche Arbeitswoche, um die sie gar nicht kämpfen, die sie ersehnen! Diese Dinge sollen und müssen berechnet werden. Wozu hat man denn auf beiden Seiten Institute, die den Anspruch auf Wissenschaft in ihrem Titel führen? Es ist meine ökonomische Überzeugung und auch meine Erfahrung, daß das fertige rationale Dogma nicht zu finden ist, als Dogma wohl, als Wirklichkeit nicht. Die Dinge sind nach Standort, nach Branche, nach technischem Stand voll von Wechsel, der nicht überall der Typik sich unterwirft. Die Frage geht an das, was man Freizeitgestaltung nennt. Ich liebe das Wort nicht mehr, wenn in dem Begriff „Gestaltung“ ein fremder Wille meine freie Zeit reglementiert. Und doch steht hier ein Problem, sinnvoll den Raum auszufüllen, der aus der erstrebten und gewonnenen Verkürzung der Arbeit sich ergibt. Keine „Kraft

durch Freude“! Der pompöse Slogan hatte für mich immer einen verräterischen Nebenton, der die „Kraft“ wohl nennt, aber die Steigerung der Arbeitskraft als Ziel sah. Ich will etwas anderes sagen, das vielleicht sentimental klingt: Menschen in Muße, Dinge treiben, die persönliche Freude machen: Basteln, Sammeln, Sport und Spiel, Lesen und Wandern, für die Frau, für die Kinder Zeit haben. Es geht darum, der mechanisierten Teilarbeit mit ihren einseitig gewordenen Beanspruchungen den Ausgleich entgegenzustellen, dem nicht nur die freie Zeit gilt, sondern auch den freien Atem des weiteren Lebensraumes, um des Menschen, um der Familie willen zu gewinnen.

Die deutschen Gewerkschaften sind aus dem Bekenntnis zur Demokratie gewachsen. Sie stehen auch in einem Wächterberuf, der sie gegen Diktaturgesinnungen so hart machen muß wie gegen syndikalistische Zersetzungsversuche, wenn solche sich melden, und sie werden sich melden. Die Demokratie des gleichen staatsbürgerlichen Rechts hat viele alte Härten gelockert. Man denke an die seelischen Verwundungen durch das preußische Dreiklassenwahlrecht, durch das sächsische Wahlrecht, die staatsgegnerisch wirken mußten.

Darf ich zum Schluß eine philologische, vielleicht überraschende Anmerkung machen? Vor 1914 galt noch das Wort vom „Proletariat“, in das sich ein eigentümliches Trotzpathos eingenistet hatte. Damals schloß man bei manchen Kongressen mit dem gesungenen Refrain: „Wir sind die Arbeiter, das Proletariat!“ Dies Wort — und nehmen Sie das bitte nicht als einen Literatenschnörkel entgegen — ist weggesungen, gestorben, beerdigt. Kein Mensch braucht es noch, und das ist gut so. Ein freies und stolzes Gefühl der in der Verantwortung erstarkten Eigenkraft hat es abgelöst. Es ruht auf der Leistung für die Gruppe und weiß sich doch in die geschichtlichen Gegebenheiten der vaterländischen Lage eingebettet.

Betriebsratsvorsitzender Johannes Stappert:

„Parlamentswahlen“ im Betrieb

Am 12. April wählt die Oberhausen und am 16. April die Gelsenkirchener Belegschaft den neuen Betriebsrat. Manchmal jedoch muß man den Eindruck haben, daß nicht allen Belegschaftsmitgliedern die Bedeutung der Betriebsratswahl hinreichend bewußt ist. Wir erinnern uns alle noch sehr gut an die Auseinandersetzungen, die in der Öffentlichkeit um die Mitbestimmung ausgetragen wurden. In ihnen fand das Anliegen der Arbeitnehmererschaft lebhaften Ausdruck, in allen sie berührenden Fragen gehört zu werden, mitzubestimmen und mitzuverantworten. Es braucht wohl kaum besonders gesagt werden, daß nicht jeder in den großen Fragen des Werkes in letzter Konsequenz mitsprechen kann. Jeder kann aber die Männer auswählen, die an seiner Stelle ihre Stimme zur Geltung bringen. Alle zwei Jahre wählt sich die Belegschaft aus ihren Reihen eine Vertretung, um durch sie ihre Interessen und Belange wahrzunehmen.

Wenn also die Betriebsratswahl im allgemeinen eine Angelegenheit von großer und oft entscheidender Wichtigkeit für Werk und Belegschaft ist, so kommt ihr in unserem Werk eine besondere Bedeutung zu. Denn — wie jeder weiß — stützt sich unsere betriebliche Ordnung auf die besonders enge Zusammenarbeit zwischen Werksleitung und Betriebsrat. Das ist

natürlich nur möglich, wenn verantwortungsbewußte Männer, getragen vom ehrlichen Willen für das Gesamtwohl und im Geiste des Vertrauens zusammenarbeiten. In diesem Sinne haben wir bisher an einem Strick gezogen und — wie jeder zugeben muß — erfolgreich gearbeitet. Es ist im Interesse jedes Belegschaftsmitgliedes, wenn auch in Zukunft im gleichen Einvernehmen die Geschicke des Werkes gemeistert werden. Jeder einzelne hat mit seinem Stimmzettel die zukünftige Gestaltung unseres Betriebslebens in der Hand. Jeder einzelne trägt die Verantwortung. Dieser Verantwortung kann sich keiner entziehen. Denn Wahlrecht ist Wahlpflicht.

Wie geht die Betriebsratswahl nun eigentlich vor sich? Nach dem Betriebsverfassungsgesetz, das die Einzelheiten bindend vorschreibt, werden die Betriebsräte jeweils auf zwei Jahre gewählt. Bis spätestens sechs Wochen vor der Beendigung seiner Amtszeit mußte der Betriebsrat einen Wahlvorstand einsetzen, dem in Oberhausen Eugen Hans als Vorsitzender sowie Helmut Hochleitner und Eugen Dunker angehören. Der Wahlvorstand kann zu seiner Unterstützung wahlberechtigte Arbeitnehmer als Wahlhelfer hinzuziehen.

Zunächst galt es dann, eine Wählerliste aufzustellen; denn nur der kann wählen, der in dieser Liste

aufgeführt ist. Die Aufstellung dieser Liste erfolgte in alphabetischer Reihenfolge — getrennt nach Gruppen „Arbeiter“ und „Angestellte“ — und zwar so, daß nacheinander Familienname, Vorname und Geburtsdatum aufgeführt sind.

- Wahlberechtigt ist nach § 6 BetrVG jeder im Betrieb beschäftigte Arbeitnehmer ohne Rücksicht auf Betriebszugehörigkeit, sofern er das 18. Lebensjahr vollendet hat und im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte ist.
- Wer selbst gewählt werden will, muß gemäß § 7 BetrVG hingegen am Wahltag mindestens 21 Jahre alt, wenigstens ein Jahr im Werk beschäftigt sein und das Wahlrecht für den Deutschen Bundestag besitzen.

Die Wählerliste und auch ein Abdruck der Wahlordnung liegt bis zum Schluß der Stimmabgabe im Betriebsratsbüro Essener Straße zur Einsichtnahme aus. Weiter war es Obliegenheit des Wahlvorstandes — und zwar bis spätestens einen Monat vor dem Tag der Wahl —, in den Betrieben das Wahlausschreiben auf Grund der Wahlordnung auszuhängen, aus dem alle weiteren Termine und Formvorschriften für das Einbringen der Wahlvorschläge zu entnehmen sind.

Bis spätestens zwölf Tage nach Aushang des Wahlausschreibens

— so schreibt das BetrVG vor — mußten die Wahlvorschläge beim Wahlvorstand eingereicht werden. Jeder Wahlberechtigte hat dem Betriebsverfassungsgesetz zufolge das Recht, Wahlvorschläge zu machen. Jeder Wahlvorschlag muß jedoch von einem Zehntel der wahlberechtigten Gruppenangehörigen (entweder Arbeiter oder Angestellte) unterzeichnet sein. In jedem Falle aber genügen 100 Unterschriften von Wahlberechtigten. Im wesentlichen gingen die Wahlvorschläge in unserem Werk von den Vertrauensleuten aus, die durch Unterschriftensammlungen die Kandidaten benannten.

Da von den Lohnempfängern im Werk Oberhausen in diesem Jahr mehrere Listen eingereicht worden sind, wird nach dem Modus der Listenwahl gewählt, d. h., jeder Wahlberechtigte hat eine Stimme, die er für eine Liste abgeben kann. Die Zusammensetzung des neuen Betriebsrates ergibt sich aus dem Verhältnis der für jede Liste abgegebenen Stimmen. Bei den Angestellten sowie im Werk Gelsenkirchen wird weiterhin nach dem Prinzip der Persönlichkeitswahl gewählt.

Nun soll man aber nur nicht denken, die Betriebsratswahlen seien etwa nur eine Formsache. Nein, diese Wahl ist ebenso wichtig wie

die Stimmabgabe für ein neues Stadtparlament, einen neuen Landtag oder gar den Bundestag. Hier geht es um das Parlament im Betrieb. Gewählt werden die Vertreter der Arbeitnehmerschaft, die dann zwei Jahre lang in sozialen, personellen und wirtschaftlichen Angelegenheiten des Betriebes mitbestimmen sollen. Es ist nicht gleichgültig, wer dieses Mitbestimmungsrecht ausübt; es kann zum Wohle und zum Schaden der Arbeiterschaft gehandhabt werden! Die Betriebsräte sind die Sachwalter der Interessen der Arbeitnehmer in der Wirtschaft. Sie

haben die Aufgabe, an einer Verbesserung der sozialen Ordnung für die schaffenden Menschen mitzuwirken. Schließen darf ich meine Ausführungen mit einem Satz aus dem kürzlich erlassenen Wahlauftrag des Bundesvorstandes des Deutschen Gewerkschaftsbundes: „Seid wachsam und verhütet, daß Anhänger extrem gerichteter Gruppen die Betriebsräte für politische Zwecke mißbrauchen. Die Gefahr einer Unterwanderung durch kommunistische Elemente ist heute nach Auflösung ihrer Partei größer denn je!“

Der Brotpreis ist ein Symbol

Die Preise steigen — Wer hat Schuld?

Durch das zähe Ringen um den Brotpreis ist bei uns plötzlich eine Preisdebatte in breiter Front entfacht worden. Die Öffentlichkeit ist beunruhigt und fragt nach den Gründen für diese bedrohliche Entwicklung. „Ich möchte ja gar nicht, aber ich kann nicht umhin, weil mir der andere keine Ruhe läßt“, hört man die auf die „Preis-Lohn-Spirale“ — oder „Lohn-Preis-Spirale“, wie die anderen sagen — gemünzten Beuerungen der verschiedenen Lager. Bundeswirtschaftsminister Prof. Erhard hielt den Moment für gekommen, um von einem „Veitstanz auf dem Vulkan“ zu sprechen und drohte an, er werde preisstärkende Tendenzen notfalls „mit brutaler Gewalt“ zerschlagen.

Was steckt nun tatsächlich hinter diesen Teuerungen, die eine allgemeine Nervosität heraufbeschworen haben? Schon vor einem Jahr erlebten wir eine hitzige Konjunkturdebatte. Das konjunkturelle Klima hat sich jedoch gegenüber dem Frühjahr 1956 grundlegend geändert. Lag der Konjunkturakzent damals auf der Investitionseite, so liegt er heute eindeutig auf der Konsumseite. Die Umsätze im Einzelhandel liegen etwa 10 Prozent über Vorjahrshöhe. Das bedeutet, daß die Preise dem Auftrieb nicht mehr standhielten und steigen. Insbesondere die Frühjahrsmessungen, gewissermaßen Konjunkturbarometer, ließen teilweise Preissteigerungen, namentlich bei Textilien, erkennen. Außerdem waren während des Winters schon für viele Güter des täglichen Bedarfs die Preise stillschweigend „korrigiert“ worden.

In Anbetracht dieser Sachlage weist in einer Erklärung der Bundesvorstand des DGB den Gewerkschaften von Unternehmerseite zugedachten „Schwarzen Peter“ zurück, wonach die Preiserhöhungen letzten Endes auf die Forderungen der Gewerkschaften nach höheren Löhnen und Gehältern zurückzuführen seien. „Es ist eine Tatsache“, so heißt es in dieser Verlautbarung, „daß Preiserhöhungen weit über den Rahmen von Lohnerhöhungen hinaus vorgenommen worden sind und die Preise auch dort steigen, wo keine Lohnerhöhungen stattgefunden haben.“ Niemand habe an stabilen oder sinkenden Preisen ein größeres Interesse als die Gewerkschaften, denn der Wunsch aller Arbeiter, Angestellten und Beamten sei ein hohes Realeinkommen und nicht ein höheres Nominaleinkommen, für das sie weniger als vorher kaufen können. „Da aber die Preise ständig steigen und die Gewerkschaften sie nicht senken können, bleibt ihnen gar nichts anderes übrig, als durch Lohn- und Gehaltssteigerungen das Realeinkommen der Arbeitnehmer zu sichern. Aber auch das können sie nicht in vollem Umfange, da jeder Lohnerhöhung die Kündigung langfristiger Tarifabkommen vorangehen muß — also während dieser Zeit die Löhne stabil bleiben, während die Preise inzwischen weiter steigen.“ —

Gegenartige Argumente wirft das Industrieinstitut, das die Interessen der Unternehmer publizistisch vertritt, in die Debatte. Gestützt auf die amtlichen Indizes vertritt man hier die These, daß

die Wochenverdienste in der Industrie während der letzten Jahre wesentlich stärker gestiegen seien als die Preise für industrielle und landwirtschaftliche Erzeugnisse. Nun kann man über die Indizes unserer Tabellen bekanntlich geteilter Meinung sein, jedenfalls sind sie nicht der Weisheit letzter Schluß, so daß auch zu dieser Begründung einiges zu sagen bliebe. Doch wäre es müßig, angesichts der Kassandrarufer zur Preissituation immer nur in „Haltet den Dieb“ zu machen, den „Schwarzen Peter“ einfach weiterzureichen.

Zugegeben: die Massenkaufkraft ist in den letzten Jahren gestiegen; aber wer will es der arbeitenden Bevölkerung streitig machen, sich irgendwie am sogenannten deutschen Wirtschaftswunder beteiligt zu wissen. Nun mag das Wachsen der Nachfrage, da sich in freier Wirtschaft der Preis bekanntlich nach Angebot und Nachfrage auspendelt, mit ein Argument sein für den Preisauftrieb, aber keineswegs ein letztlich entscheidender Grund. Wenn es an dem wäre, dann muß einem angst und bange werden um das, was wir in diesen Tagen erleben, daß nämlich im Zuge der Rentenerhöhungen ein zusätzlicher Kaufkraftstoß von 1,5 Mrd. Mark, die bislang in Schäffers Julisturm lagen, in den Verbrauch geht. Kein Wunder, daß der Handel hinsichtlich auf diesen mit Sicherheit kommenden Nachfragestoß zügig disponiert und bereit ist, höhere Preise anzulegen.

Was uns fehlt — und daran scheint es in ganz Westeuropa zu kranken, denn zum Teil sind in anderen Ländern die Preise noch ganz anders angezogen als in der Bundesrepublik —, ist eine nicht zuletzt auf Preisstabilität ausgerichtete Wirtschaftspolitik. Mit deklamatorischen Äußerungen, und mögen sie noch so radikal sein, ist es allein nicht getan. Und wenn schon Gelder der öffentlichen Hand zur Bekämpfung des Preisauftriebs eingesetzt werden sollen, dann nicht in der Form von Subventionen, sondern in der Gestalt eines spürbaren Zollabbaues und sonstiger Einfuhrerleichterungen. Man kann nur erschrecken vor dem Gedanken, mit Bundesmitteln den Brotpreis zu subventionieren. Das wäre das Ende jeglicher Marktwirtschaft; denn in der Marktwirtschaft bestimmen nicht der Staat, sondern der Markt, nicht die Preisbehörde, sondern die Vertragspartner den Preis. Dirigistische Maßnahmen passen nicht in das System einer Marktwirtschaft, ebenso wenig jegliche Art von Wirtschaftsrat um der Gunst der Wähler willen. Worauf es ankommt, ist alle Kraft darauf zu konzentrieren, um aus der Lohn-Preis- oder Preis-Lohn-Spirale nicht noch weiter in die Spirale des sinkenden Geldwertes zu geraten. Darüber zu wachen ist nicht ausschließlich Sache unserer Wirtschaftspolitik, sondern Angelegenheit der Notenbank als Hüterin unserer Währung. Den Sparwillen zu fördern, was gleichzusetzen ist mit einem Konsumverzicht breiter Volksschichten, wäre der gangbarste Ausweg aus dem gegenwärtigen Dilemma. Dazu bedarf es aber eines uneingeschränkten Vertrauens in die Währung. S.

Zweifelloso Mißverständnisse

Zur Frage der Arbeitszeitverkürzung in der westdeutschen eisen-schaffenden Industrie und dem damit aufgekommenen Begriff der sogenannten „gleitenden Arbeitswoche“ gab der Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie durch seinen Vorsitzenden, Direktor Kurt Schmitz, kürzlich folgende Erklärung ab:

- Der Arbeitgeberverband bejaht uneingeschränkt die Forderung der Kirchen nach einer echten Sonntagsruhe der Arbeiter und Angestellten im Interesse ihres kirchlichen, kulturellen und familiären Lebens.
- Alle Maßnahmen der Arbeitszeitverkürzung, die der Arbeitgeberverband im Einvernehmen mit der IG Metall getroffen hat und noch treffen wird, sollen vorzugsweise diesem Ziele dienen.

- Zu diesen Maßnahmen gehörte die Verkürzung der Arbeitszeit in den Hochofenbetrieben und Hüttenkokereien von 56 auf 48 Stunden, die Verkürzung der Arbeitszeit in der gesamten übrigen Hüttenindustrie im ersten Schritt auf 48 Stunden, im zweiten Schritt auf 45 Stunden und schließlich die Verkürzung der Arbeitszeit auf 42 Stunden in Verbindung mit der Einführung der kontinuierlichen Arbeitsweise in SM- und Elektrostahlwerken sowie in den damit in Verbund arbeitenden Blockstraßen. Diese Arbeitsweise ist in den letzten Wochen in der Öffentlichkeit unter dem Schlagwort „Gleitende Arbeitswoche“ diskutiert worden.

- Die kontinuierliche Arbeitsweise, wie sie dem Abkommen der Tarifpartner zugrunde liegt, ist in den Ländern der Montanunion sowie in England und in den USA üblich. Außerdem ist sie in der Bundesrepublik in den Kokereien und Hochofen gemäß Bundesratsbekanntmachung von 1895 durchgeführt. Sie soll nunmehr auf SM- und Elektrostahlwerke sowie die damit in Verbund arbeitenden Blockstraßen ausgedehnt werden, weil sie durch den heutigen Stand der Technik notwendig geworden ist.

- Bisher wurde in den Stahlwerken im Durchschnitt 53 Stunden gearbeitet. Dies hatte zur Folge, daß der Arbeiter praktisch keinen arbeitsfreien Sonntag im Jahr hatte. Im Gegensatz hierzu bedeutet die kontinuierliche Arbeitsweise in Verbindung mit der 42-Stunden-Woche eine wesentliche Verbesserung, und zwar insofern, als der Arbeiter dadurch in den Genuß von wenigstens neun, in den meisten Fällen aber sogar von dreizehn und mehr völlig freien Sonntagen gelangt. Mit dieser Sonntagsruhe ist außerdem noch ein vorgelagerter freier Sonnabend oder nachfolgender freier Montag oder beides verbunden.

- Tatsächlich wird auch schon heute in den Stahlwerken an Sonntagen gearbeitet, und zwar wird — in Übereinstimmung mit dem Gesetz — bis 6 Uhr morgens und ab 18 Uhr abends produziert und in der Zwischenzeit repariert.

Die von den Tarifpartnern vorgesehene neue Arbeitsweise bedeutet nichts anderes als eine Umschichtung der Sonntagsarbeit und Werktagsarbeit, und zwar insofern, als nunmehr sonntags durchproduziert und die Reparaturen auf die ganze Woche verteilt werden sollen.

Diese Arbeitsweise hat zur Folge, daß in Zukunft an Sonntagen weniger Arbeiter im Stahlwerk tätig sein werden als bisher.

- Der Arbeitgeberverband hat nicht die Absicht, die kontinuierliche Arbeitsweise auf andere Betriebsabteilungen auszudehnen.

- Die zwischen den Tarifpartnern vorgesehene Arbeitsweise ist versuchsweise seit 1953 im SM-Stahlwerk der Hüttenwerk Oberhausen AG eingeführt. Sie hat sich in jeder Hinsicht bewährt. Dies ist in einem staatlichen Gutachten, an dem auch Vertreter beider Kirchen mitgewirkt haben, ausdrücklich bestätigt worden. Die Tarifpartner hatten daher keine Veranlassung, anzunehmen, daß die Einführung dieser Arbeitsweise in anderen Stahlwerken usw. den Widerstand der Kirchen hervorrufen würde. Sie waren deshalb von der Reaktion, die das Arbeitszeitabkommen in der Öffentlichkeit ausgelöst hat, überrascht.

Es steht zu hoffen, daß der zunehmende Einblick in die Zusammenhänge die zweifelloso durch Mißverständnisse hervorgerufenen Bedenken gegen die kontinuierliche Arbeitsweise zerstreuen wird.



„Vati, das passiert Dir nicht wieder!“



Der Meister des Betriebes macht uns mit der Stahlkappe bekannt, die vor dem weiteren Zusammenbau des Schuhs zwischen Oberleder und Futter eingesetzt wird. Der Mittelfuß, der außerhalb der Stahlkappe liegt, ist durch Schaumgumpolsterung (unter dem hochgeklappten Oberleder) geschützt.

Hier wird die gleitsichere und hitzebeständige Neoprene-Sohle für den Zusammenbau des Schuhs fertiggemacht. Man beachte die Luftpolsterung, welche das Schuhwerk elastisch macht. Ein Halbring aus Stahl sorgt dafür, daß die Sicherheitskappen auch bei hohen Belastungen nicht die Sohle durchschneiden oder nach der Seite ausweichen. Auch hieran wurde gedacht.

So sehen die Stahlkappen aus, die auch in unseren Betrieben schon manchen Unfall vermieden haben. Indem sie größtmöglichen Schutz gegen Zehenverletzungen bieten. Sie sind so geformt, daß sie die Beweglichkeit des Fußes nicht behindern oder gar den Spielraum der Zehen einengen. Diese Stahlkappen, die in einem Zuliefererbetrieb in Solingen hergestellt werden, stehen unter ständiger Kontrolle durch die amtliche Werkstoffprüfung.



SICHERHEIT

Wie die Unterlagen der Abteilung Arbeitsschutz beweisen, gibt es immer noch eine ganze Reihe von Kollegen, die keine Sicherheitsschuhe tragen, obwohl Fußverletzungen in einem Hüttenwerk fast an allen Arbeitsplätzen entstehen können.

Immer noch macht der Anteil der Fußverletzungen in unserem Werk 25 bis 30 Prozent aus. Und immer wieder hat sich auf der anderen Seite herausgestellt, daß durch Sicherheitsschuhe Unfälle vermieden oder die Unfallfolgen wesentlich gemildert wurden. Gewiß, Sicherheitsschuhe kosten Geld, auch wenn das Werk einen Zuschuß zum Kaufpreis gibt, aber dennoch sind sie kaum teurer als ein normaler Arbeitsschuh. Bitte, überlegen wir einmal, ob Sicherheit und Gesundheit nicht das Wichtigste sind, wofür die kleine Ausgabe nun wirklich lohnt. Und deshalb wenden wir uns mit der Bitte um Unterstützung auch an Sie, liebe Leserin, als Frau, Mutter oder Tochter eines Werksangehörigen, aber nicht zuletzt an Sie, liebes Belegschaftsmitglied, um dessen Schutz und Sicherheit es hier geht. Halten wir uns doch die Tatsache vor Augen, daß Sicherheitsschuhe eine Ausgabe sind, die sich immer lohnt, denn sie können ein langes Schmerzenslager vermeiden, sie können vor Verstümmelung bewahren. Wer Sicherheitsschuhe trägt, schützt sich vor Verletzungen und Lohnausfall. Er trägt dazu bei, die Unfallzahlen zu senken.

Heute wollen wir von einem Sicherheitsschuh berichten, der in gewissenhafter Weise in unseren Betrieben erprobt und bezüglich der Hüttenwerksarbeit nachstehend aufgeführte Forderungen erfüllt:

- Der Arbeitsschuh muß die Merkmale eines Sicherheitsschuhes haben, d. h. Zehenschutz durch Stahlkappen, Ristpolsterung, verschleißfeste, gleitsichere und hitzebeständige Sohle.



- Der Schuh muß fest und aus gutem Leder gearbeitet sein und auch bei rauhem Hüttenbetrieb eine lange Lebensdauer haben.
- Der Schuh muß preiswert sein und jedem Vergleich mit anderen Schuhen standhalten.
- Reparaturen müssen kurzfristig, solide, billig und ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen sein.

Dieser Schuh, von dem in nachstehender Reportage die Rede ist, wurde während mehrerer Wochen an verschiedenen Arbeitsplätzen und unter schweren Bedingungen erprobt. Er hat sich gut bewährt. Die Sohle ist gleitfest und bis zu 300 Grad hitzebeständig (Neoprene-Sohle). Ein Zerreißen der Nähte wurde nicht festgestellt, ebenso wenig trat ein Loslösen der Sohle ein.

Nach diesen erfolgten Versuchen wird der Schuh seit 1. November v. J. zu verbilligten Preisen abgegeben, und trägt das Werk die Kosten, welche die, der Sicherheit wegen eingebauten Teile verursachen. Somit kosten diese guten Sicherheitsschuhe an Stelle von 22,75 DM nur 17,20 DM plus Umsatzsteuer. Der Hersteller übernimmt die Gewähr für

SSSCHUHE

undfreie Schuhe. Wenn der Schuh innerhalb von 6 Monaten Folge schlechter Fabrikation oder fehlerhaften Leders schadhaft wird, erfolgt Ersatz durch den Lieferanten. Im Werk soll zunächst eine Sammelstelle für reparaturbedürftige Schuhe eingerichtet werden.

umit Sie sich ein Urteil über diese in unserem Werk eingearbeiteten Schuhe bilden können, wollen wir im folgenden über die Arbeit in einer Schuhfabrik berichten, in der diese Sicherheitsschuhe hergestellt werden.

*

zunächst führt man uns in das Lager, in dem für unsere Bedürfnisse große Mengen Leder aller Arten gestapelt sind und auf die Verarbeitung warten. Alle eingekauften Posten werden auf ihre Güte hin genau untersucht und die einzelnen Stücke mit einer besonderen Meßmaschine nachgemessen. Die Herstellung der Sicherheitsschuhe beginnt mit dem Ausstanzen des Bodenmaterials und dem Zuschneiden des Oberleders in die Schäfte. Für alle Schuhgrößen der normalen Serienproduktion liegen Stanzmesser bereit, mit denen durch Stanzmaschinen das Leder formgerecht ausgestanzt wird. Bei dieser Arbeit tragen die Zuschnneider und Stanzer eine große Verantwortung; denn sie müssen einmal darauf achten, daß keine Lederfehler einschleichen, und zum anderen, daß ein zu großer Verschnitt auftritt. Für die Anfertigung von Sonderposten wird das Oberleder noch auf die herkömmliche Art und Weise durch geschickte Zuschnneider mit Hilfe einer Schablone von Hand aus dem Lederstück geschnitten.

In den anschließenden Räumen sitzen in langen Reihen junge Mädchen und Frauen an den verschiedensten Näh- und



Zu den oberen Bildern. Links: Das Boden- und Oberleder wird formgerecht ausgestanzt. Mitte: Besonders haltbare Dreifachnähte werden in einem Arbeitsgang mit sogenannten „Dreinaßeln-Maschinen“ hergestellt. Die Fäden laufen kurz vor der Naht durch ein Pechfah; durch das Einpechen werden sie besonders widerstandsfähig. Rechts: Hier beginnt der eigentliche Zusammenbau des Sicherheitsschuhs. Die Schäfte werden mit der Brandsohle verbunden.

Mit dem Schusterhammer wird Stück für Stück der richtige Sitz der Stahlkappe kontrolliert und ausgeglichen. Deutlich erkennt man oberhalb der Stahlkappe die Mittelfußpolsterung durch Schaumgummi. Die Stahlkappe muß eine ruhende Last von mindestens 1500 kg aushalten können, ohne sich dabei so durchzubiegen, daß die Zehen gefährdet sind.

Mit einem Spezialkitt wird hier die Stahlkappe mit dem Leder verbunden. Der Schuh selbst ist aus strapazierfähigem Leder gearbeitet. Sein Schaft reicht bis über den Knöchel, damit das Fußgelenk gestützt wird und der ganze Fuß gegen Verbrennungen durch glühende Spritzer, Funken u. dgl. geschützt ist, die leicht in einen Halbschuh hineinfallen können.

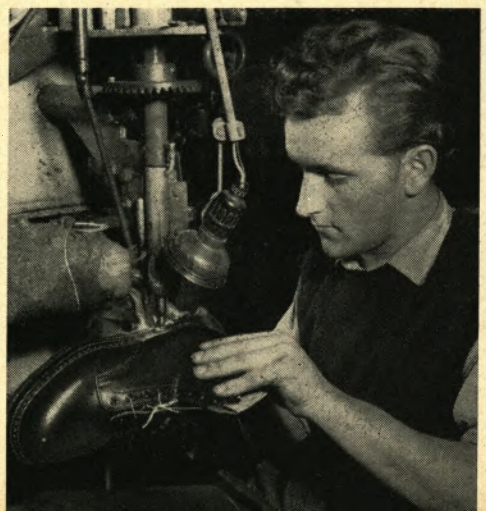


ppmaschinen. Sie setzen aus den einzelnen Oberledern und dem Futter die Schäfte zusammen und schlagen die Leisten und Krampen ein. Die fertiggestellten Schäfte wandern in ein Zwischenlager. Von hier werden sie nun entsprechend der Serie, die im Augenblick läuft, entnommen, um mit dem Bodenleder zusammen zu einem Schuh verarbeitet zu werden.

erste Arbeit für den Zusammenbau ist das sogenannte „Verholen“, d. h. die durch Vorder- und Hinterkappe verknüpften Schäfte werden über den Leisten gezogen und mit Hilfe auf dem Unterfuß des Leistens bereits angehefteten Brandsohlen für den weiteren Fabrikationsgang provisorisch verbunden. Jetzt beginnt das „Zwicken“ des Schuhs, d. h. der Schaft nach werden am Fersenteil und am Vorschuh die Schäfte fest mit der Brandsohle vernäht und danach die durch die Wölbung vorstehenden Lederzwickel durch Anklopfschienen geglättet. Vor dem „Zwicken“ des Vorderschuhs wird bei der Herstellung von Sicherheitsschuhen selbstverständlich die Stahlkappe eingesetzt. Diese Stahlkappe schützt den Fuß vor Druck, Schlag, Stich und Schnitt. Sie ist so geformt, daß die Beweglichkeit des Fußes nicht behindert. Der Mittelfuß, der außerhalb der Stahlkappe liegt, ist durch eine Schaumgummi- und Polsterung geschützt.

Fortsetzung übernächste Seite

Auf dem unteren Bild wird an einer Spezialmaschine die Kunststoff-Luftpolstersohle „aufgeschweißt“. Diese Sohlen sind rutschfest und unempfindlich gegen aggressive Stoffe. Rechtes Bild: Bevor die Schuhe verpackt und versandt werden, werden sie auf Hochglanz poliert, der Schweißgrat entfernt und die Schnürbänder eingezogen. Schon kurze Zeit später werden wir sie an den Füßen eines unserer Mitarbeiter in den Betrieben sehen können. Es bleibt nur noch der fromme Wunsch, daß bald auch das letzte Belegschaftsmitglied Sicherheitsschuhe trägt.



Zum Thema „Amerika-Kohle“

USA wollen Kohleförderung bis 1975 von 530 auf 886 Mill. t erhöhen

Früher machte die Koksversorgung der deutschen Hüttenwerke aus dem eigenen deutschen Kohlenaufkommen keinerlei Schwierigkeiten. Die Kohleförderung war so groß, daß wir sogar noch einen erheblichen Ausführüberschuß hatten. In den letzten Jahren aber hat die Produktion der deutschen Steinkohlenbergwerke mit dem ansteigenden Energiebedarf nicht mehr Schritt halten können, so daß wir heute, da wir außerdem in größerem Umfange Kohle an die Montanunionspartner abgeben müssen, ein Kohleimportland geworden sind. 1956 wurden im Gebiete der Montanunion 250 Mill. t Steinkohle gefördert und darüber hinaus 38 Mill. t eingeführt, wovon 14,5 Mill. auf die Bundesrepublik entfielen. Diese Menge wird sich 1957 voraussichtlich noch erhöhen und kann praktisch nur aus den USA, d. h. über einen langen Frachtweg, bezogen werden. Daß sich dies bei dem außerordentlich langen Frachtweg, da ohnehin die Kosten der Roheisenerzeugung zu 81 Prozent rohstoffabhängig sind, auch für den deutschen Eisenpreis auswirken mußte, versuchten wir nach der Eisenpreiserhöhung des vergangenen Jahres durch die Veröffentlichung eines Rundfunkgesprächs zwischen dem Vorsitzenden der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, Bergassessor a. D. Hans-Günther Sohl, und Hans Otto Wesemann zu erklären. Ist es im Augenblick doch so, und daran wird sich auch wahrscheinlich vorläufig nichts ändern, daß jede zusätzliche Tonne Rohstahl nur durch verstärkte Einfuhren an Amerika-Kohle erzeugt werden kann. Ist aber auf der anderen Seite der amerikanische Kohlebergbau überhaupt in der Lage, der immer größer werdenden Nachfrage gerecht zu werden? Die Antwort darauf gibt der nachstehende Artikel, den wir dem „Amerika-Dienst“ entnehmen. Insbesondere wird darauf hingewiesen, daß auch nach der Nutzbarmachung neuer Energiequellen, z. B. Atomenergie, die Kohle weiterhin im Rennen bleiben wird. Denn bei der chronischen Kohleknappheit dieses Jahrzehnts ist es beinahe eine Sünde, den für die Industrie so wertvollen Rohstoff Kohle lediglich als Wärmespender im Ofen zu verbrennen. Die Atomenergie scheint also gerade noch zur rechten Zeit entdeckt worden zu sein, um eine Lücke zu schließen, die mit den Mitteln der klassischen Energie nicht hätte geschlossen werden können.

New York — (AD) — In den vergangenen 20 Jahren sind in den Vereinigten Staaten immer mehr Haushaltungen und Industriebetriebe von der konventionellen Energiequelle Kohle abgegangen und haben sich immer stärker dem Öl und Erdgas als sauberem und bequemem Brennstoff zugewandt. Auch die Eisenbahnen haben sich diesem Trend angeschlossen und ihren Betrieb von den kohlefressenden Dampflokomotiven auf die wirtschaftlicheren Dieselloks umgestellt.

Durch diese Umstellung und dem damit verbundenen Bedarfsrückgang an Steinkohle geriet der amerikanische Steinkohlenbergbau in eine nicht unbedeutende Krise, die sich auch in dem starken Förderrückgang ausdrückt. Während nämlich 1946 noch 630 Millionen Tonnen Kohle in den USA abgebaut wurden, waren es 1954, dem schlechtesten Jahr der Nachkriegszeit, nur noch 392 Millionen Tonnen. Der weitere Niedergang des Bergbaues schien unvermeidlich.

Da trat, selbst für die Fachleute überraschend, die große Wende ein. Bedingt durch den steigenden Bedarf der Hüttenwerke in den USA und auf Grund der starken Nachfrage aus überseeischen Industrie-

ländern, in erster Linie Europa, stiegen die Förderziffern sehr schnell an. Die Zechen stellten wieder Bergleute in großer Zahl ein, und innerhalb von zwei Jahren war die bedrückende Krise der Jahre 1951—54 im amerikanischen Kohlenpott vergessen.

Schon 1956 lag die Kohlenförderung mit 505 Millionen Tonnen um 113 Mill. Tonnen höher als 1954, und in diesem Jahr dürfte sie wieder den Stand von 1951 mit rund 532 Mill. Tonnen erreichen. Auch die Zukunftsaussichten werden von den Brennstofffachleuten heute als sehr günstig bezeichnet, obgleich für die Kohle ein neuer scharfer Konkurrent auf dem Plan erschienen ist, die Atomenergie.

Nach Ansicht von R. C. Dalzell, Chef-Entwicklungingenieur der amerikanischen Atomenergie-Kommission, und Harry Perry, dem ersten Forschungsingenieur des US-Bergbauamtes, ist jedoch während der nächsten 20 Jahre nicht damit zu rechnen, daß die Atomenergie die Kohle überflügeln wird, weil die Elektrizitätserzeugung aus der Atomkraft noch zu teuer ist und es in absehbarer Zeit auch bleiben wird.

Durch den Einsatz moderner Bergbaumaschinen und weitgehender Rationalisierungsmaßnahmen konnte der amerikanische Kohlebergbau die Produktivität in den Gruben während der vergangenen 10 Jahre um 70 Prozent steigern.



Der Kohleexport, insbesondere in die Montanunionsländer, hat in den letzten Jahren eine immer größere Bedeutung für den amerikanischen Bergbau erlangt. Moderne Verladeeinrichtungen wie hier in Newport News (Virginia) an der Atlantikküste ermöglichen eine schnelle Beladung von gleichzeitig vier Kohlefrachtern.

Das bedeutet nach ihrer Meinung, daß der amerikanische Kohlebergbau während dieser Zeit mit einem expandierenden Markt rechnen kann, da die gegenwärtig im Betrieb befindlichen Kohlekraftwerke auch weiterhin wirtschaftlich arbeiten werden. Auf Grund eingehender Erhebungen rechnen sie ferner für 1975 mit einem jährlichen Kohlebedarf zur Energieerzeugung von rund 340 bis 488 Millionen Tonnen. Der Gesamtbedarf für industrielle Zwecke, Hausbrand und Export würde sich dabei auf insgesamt 886 Millionen Tonnen jährlich stellen.

Zu berücksichtigen bei dieser Schätzung ist allerdings noch, daß die durch Atomenergie eingesparte Kohle für das Jahr 1975 mit nur rund 38 Millionen Tonnen angesetzt wurde, denn es ist durchaus möglich, daß sich diese Menge noch erheblich erhöht, wenn es nämlich den Wissenschaftlern eher als angenommen gelingen sollte, neue technische Möglichkeiten zu erschließen, durch die die Atomenergie wettbewerbsfähiger wird.

Gegenwärtig jedenfalls ist sowohl der Bau als auch der Betrieb von Kohlekraftwerken noch weitaus wirtschaftlicher als der von Atomanlagen. Während nämlich die Baukosten bei einem Kohlekraftwerk zwischen 115 und 200 Dollar pro Kilowatt liegen, rechnet man bei durch Atomenergie angetriebenen Anlagen für je installiertes Kilowatt 230 bis 450 Dollar. Wie die beiden Brennstofffachleute der amerikanischen Regierung erklärten, habe man bei einer eingehenden Untersuchung der Rentabilität von sieben Kohlekraftwerken festgestellt, daß die Kilowattstunde in diesen Werken nur 2,37 Mills (10 Mills = 1 US-Cent) kostet.

Trotz dieser allgemein günstigen Zukunftsaussichten ist man sich im amerikanischen Kohlebergbau darüber durchaus im klaren, daß es weiterhin großer Anstrengungen bedarf, wenn man die Produktivität und die Wirtschaftlichkeit der Gruben noch weiter erhöhen und der Kohle damit die Ausgangsposition verschaffen will, der sie in späteren Jahren zweifellos bedarf.

Wie der Leiter der Wirtschaftsstatistik der „Pittsburgh Consolidation Coal Co.“, George A. Lamb, kürzlich erklärte, werden in den nächsten zehn Jahren rund eine Milliarde Dollar für den Ausbau und die Modernisierung älterer und die Erschließung neuer Gruben nötig sein. Vom besonderen Interesse war dabei der Hinweis Lams, daß der US-Bergbau mit der zwischen 1946 und 1955 erzielten Produktivitätssteigerung um 70 Prozent, was einer Erhöhung der Schichtleistung pro Bergarbeiter von 5,8 auf 10,3 Tonnen entspricht, durchaus nicht befriedigt sei.

Als der Schlackenberg noch Friedhof war

von Wilhelm aus dem Kahmen, Pensionär

Dort, wo in der Nähe der Zeche Oberhausen, der ehemaligen Zeche Königsberg, die Köln-Mindener Eisenbahn die Essener Straße kreuzt, wurden in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts neben den Aufbereitungsanlagen und den Kokereien die ersten Hochöfen gebaut. Diese Anlagen machten eine Überbrückung der Eisenbahn notwendig. Gleichzeitig wurden die Abfälle der Hochöfen darüber hinweggeschafft und jenseits der Eisenbahn abgelagert. Ob man diese Ablagerungen - Schlacke usw. - mit der Steinhalden der Zeche vereinigen wollte, ist nicht bekannt. Die Besiedelung der Lipperheide hatte begonnen, und auf die Dauer wäre man — hätte man dies unberücksichtigt gelassen — bestimmt auf große Schwierigkeiten gestoßen. Deshalb übernahm man im Hinblick auf diese Tatsache zur Ablagerung der Hochofenschlacken im Laufe der Jahre mehr und mehr das große Gelände westlich der Mülheimer Straße zwischen Duisburger Straße und Köln-Mindener Eisenbahn. Die sumptige Niederung war wie geschaffen zum Ankippen von Schlacke.

Der Schreiber dieser Zeilen wohnte ehemals in der Nähe des alten Walzwerkes. Sein Schulweg führte acht Jahre lang, von 1881 bis 1889, an dieser täglich wachsenden Schlackenhalde vorbei. Die Heerstraße (Meiderich-Steeler Provinziallandstraße, heute Duisburger Straße/Essener Straße) zog sich vom Walzwerk hin halblinks, wo jetzt das Werksgasthaus steht, und weiter, wo sich der Torbogen im Berg befindet, talwärts, lief etwa zwei Kilometer in schnurgerader Richtung bis zu der Kurve hinter der Glashütte Funke-Becker, und ging dann in eine wunderschöne Allee über. Die ersten 300 bis 400 Meter dieser Allee waren mit hohen, knorrigen, pyramidenartigen Schwarzpappeln bestanden, weiterhin waren es hochragende Silberpappeln.

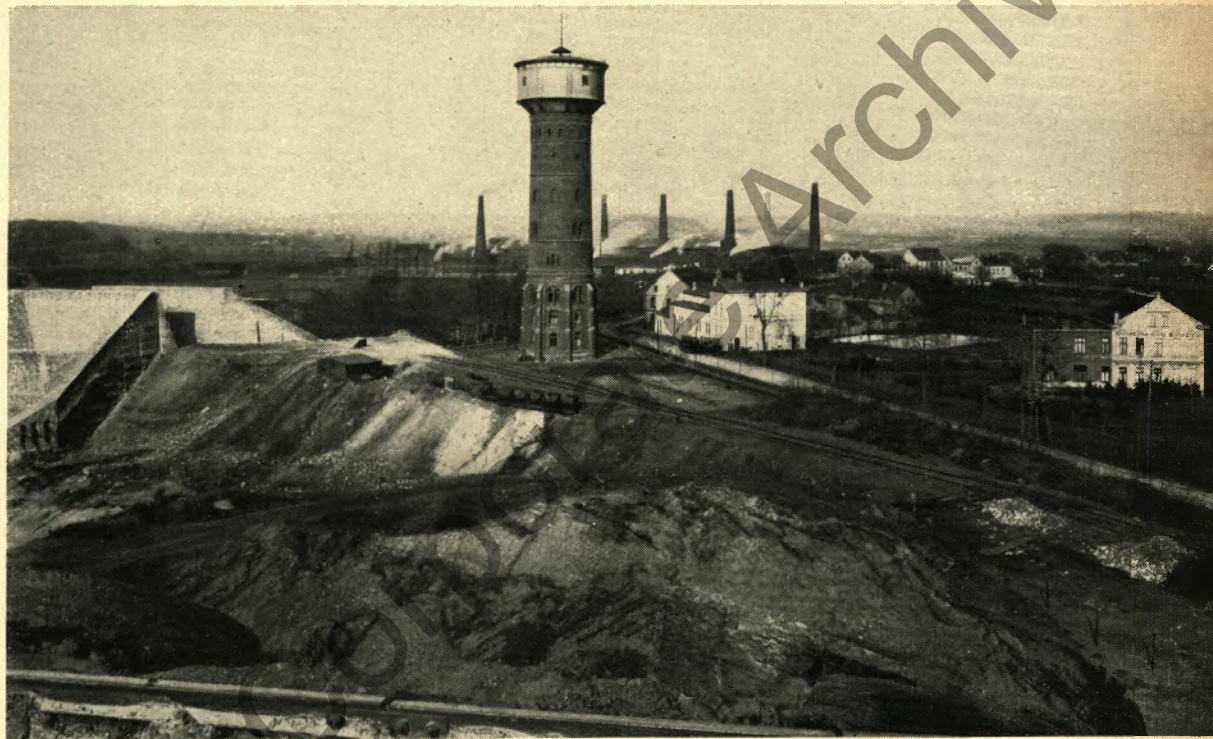
Gleich unterhalb der Kreuzung Mülheimer Straße lag links eine Schäferei inmitten eines Birkenwäldchens. Obwohl das Haupthaus noch bewohnt war, war der große Schafstall leer. Mit der fortschrei-

tenden Besiedelung der früheren Heidelandschaft zogen die Schafe ab. Weiter unterhalb lag ein idyllisches Schieferhäuschen in einem Obstgarten, von einer fast undurchsichtigen Hecke umgeben. Hier wohnte der Stallmeister des Walzwerkes, Steuber. Rechts an der Straße lag zuerst Ackerland, dann folgte dichtes Tannengebüsch bis zur Eisenbahn, die nach Sterkrade führte. Kurz vor der Eisenbahn war ein Viereck in den Tann

Wir Kinder „von der Walz“, so genannt, weil wir in der Richtung des Walzwerkes wohnten, mußten diesen Weg zweimal am Tag, morgens und nachmittags, zurücklegen, außer mittwochs und samstags nachmittags. Das Gebiet an der Walz, das zur Schule Sektion IIIb gehörte, erstreckte sich bis zur Zeche Oberhausen. Erst im Jahre 1888, als die Knappenschule bezugsfertig war, wurde die Essener Straße „halbiert“. Die Kinder, die östlich

so mußten wir einfach zusehen bis zum letzten Wagen. Die älteren Burschen sparten sogar schon mal die Notdurft während der Pausen auf, um auf dem Heimweg auf den heißen Schlackenbrocken einen Miniatur-Vulkanausbruch entstehen zu lassen.

Doch auch beim Abkippen zuzuschauen war nicht ungefährlich. Von der rollenden Schlacke flogen manchmal kleinere Stückchen bis über die Straße hinweg. Es wurde Abhilfe geschaffen. Innerhalb der Abzäunung wurde ein tiefer Graben ausgeworfen. Über diesen Graben kamen die Brocken nicht, sie blieben darin liegen und häuften sich an. Der Graben füllte sich stellenweise mit Wasser. Rolte nun ein glühendheißer Kolof da hin-



Ein Bild aus vergangenen Tagen. So sah die Umgebung des Schlackenberges im Herbst des Jahres 1900 aus. Vom Schlacken-berg aus aufgenommen, erkennt man rechts — bis zum Wasserturm — den früheren Verlauf der Mülheimer Straße. Gegenüber dem Wasserturm liegt Schemanns Hof, Bauernhof und Gasstätte; das Gebäude wurde später von der Hütte gekauft, war später

Haus der Gesellschaft „Verein“ und zuletzt Bürogebäude der Abteilung Verkehr. Das Werksgasthaus war zu damaliger Zeit noch nicht gebaut. Rechts im Bild das frühere Kellermannsche Haus, das zu jener Zeit noch von Bergwerksdirektor Kocks bewohnt wurde. Auch die im Hintergrund vor dem Blechwalzwerk sichtbaren Häuser existieren nur noch in der Erinnerung.

gerodet und mit einem Zaun umgeben. Hier lag der Oberhausener Kommunalfriedhof. Jenseits der Eisenbahn, unweit des heutigen Schlachthofes, lag links die Schule Sektion IIIb, später Josefschule genannt. Rechts weiter im Gelände lag der Hammer Neu-Essen.

der Plackebahnstraße, der späteren Kasernenstraße und heutigen Hultschiner Straße, wohnten, gehörten nun zur Knappenschule, während das Gebiet westlich dieser Straße nach wie vor zur Schule IIIb gehörte. So ist es zu verstehen, daß uns Kindern auf dieser Straße am Schlackenberg vorbei alle Vorkommnisse, fast jeder Baum und Zaunpfahl bekannt waren.

Das mühevollen Verladen und Kippen der Schlacken aus kleinen Loren, die auf flachen Wagen standen, hatte bald aufgehört. Die Betriebserweiterung der Eisenhütte machte auch einen größeren Abtransport von Schlacken notwendig. Damals begann in großem Maße, was man heute scherzhaft „Oberhausener Alpenglühn“ nennt. Die rotglühende Schlacke ergoß sich wie ein Lavastrom die Berghänge hinunter. Durch die dauernde Anschüttung kam aber der Berg der Straße immer näher, da wurde es schon gefährlich. Oft durchbrach die Schlacke die Umzäunung und blieb im Straßengraben oder gar mitten auf dem Fahrweg liegen. Beim morgendlichen Schulgang sahen wir häufig solche „Durchreißer“ auf der Straße. Wurde nach der Schulzeit abgeladen,

ein, so gab es eine gewaltige Detonation und einen für uns Jungen interessanten Dampfschwaden. So kam der Berg in seiner ganzen Länge der Straße immer näher. Daher wurde sie am Wasserturm überbrückt. Rechts an der Straße konnten nun die Ablagerungen fortgesetzt werden. Als auch hier der Schlackenberg ein großes Massiv angenommen hatte, wurde die Straße vom Walzwerk aus hinter den neuangeschütteten Berg verlegt. So verläuft sie auch jetzt noch.

Die Bewohner der Schäferei mußten ausziehen, der Stallmeister Steuber seine kleine, stille Villa verlassen. Der Friedhofsgärtner Oskar Theile legte in der Straßburger Straße seine Gärtnerei an. Das Germania-Denkmal, das auf dem Friedhof stand, setzte man auf den Westfriedhof, und der zugemauerte Torbogen sperrte die Straße ab. Der große innere Raum füllte sich bald aus. Die schöne Pappelallee mit allem, was dazu gehörte, wurde unter der Schlacke begraben. Ein Gerücht sagte damals, die abgelagerten Schlacken würden einstmals wieder Verwendung finden, der Berg würde mit der Zeit wieder abgetragen. Heute scheint das wahr zu werden.

Fortsetzung: SICHERHEITSSCHUHE

Die Stahlkappe ist so hoch gewölbt, daß sie selbst bei einer Wucht von 25 mkg (d. h. bei einem Fall eines Stahlgewichtes von 50 kg aus 0,50 m Höhe) noch ausreichenden Spielraum für die Zehen läßt. Sie ist an der Schuhsohle mit einem Halbring aus Stahl unterlegt, so daß die Kappenenden auch bei hohen Belastungen nicht die Sohle durchschneiden oder nach der Seite ausweichen und dadurch den Spielraum für die Zehen einengen.

Nunmehr beginnt ein Arbeitsgang, der für die Art von Sicherheitsschuhen, die der besuchte Betrieb herstellt, besonders interessant ist. Ein Kunststoffband wird mit einer Spezialnähmaschine mit dem Schuhunterteil vernäht. Dieses Kunststoffband wird als Rahmen später die Spezial-Luftpolster-Kunststoffsohle tragen. Der Kunst-

stoffrahmen wird zusätzlich noch mit einem korrosionsbeständigen V2a-Stahldraht „geklammert“ und ist nun gegen das unerwünschte Ablösen weitgehend gesichert.

Auf diesen so vorbereiteten Schuh wird nun auf eigens hierfür konstruierten „Schweißmaschinen“ die Kunststoffsohle, die in einem Zuliefererwerk hergestellt wird, aufgeschweißt. Diese Luftpolster-Kunststoffsohlen sind rutschfest und unempfindlich gegen aggressive Stoffe. Sie dienen besonders der Gesunderhaltung des Fußes.

Der Schuh ist mit diesem Arbeitsgang bis auf das Entfernen des Schweißgrates, das Polieren usw. fertig. Die fertigen Schuhe werden noch einer eingehenden Kontrolle unterzogen und dann verpackt und für den Versand fertig gemacht.

Die erste Stunde ist entscheidend!

Im Frühstadium kann der **SCHLAGANFALL** erfolgreich behandelt werden!

Eine kurze Betrachtung des Werksarztes

Bis vor wenigen Jahren galt in der Medizin die Auffassung, daß bei einem Schlaganfall eine wirksame Behandlung nicht möglich sei. Die einzige ärztliche Maßnahme bestand gewöhnlich in einem Aderlaß, und wenn der Kranke den Schlaganfall überlebte, dann kam es darauf an, bei dem bettlägerigen Patienten eine Lungenentzündung zu vermeiden und durch Massage und Übungstherapie die Lähmungserscheinungen soweit als möglich zu bessern. Diese zurückhaltende und resignierte Einstellung der Ärzte beruhte im wesentlichen auf der Vorstellung, daß eine Apoplexie (= Schlaganfall) durch eine mehr oder weniger starke Blutung im Gehirn ausgelöst würde und in einem solchen Fall jede wirksame Hilfe zu spät kommen müsse.

So jedenfalls wurde es jahrzehntelang auf den Hochschulen gelehrt und so steht es heute noch in manchen Lehrbüchern zu lesen. Kein Wunder also, daß die wenigen Ärzte, die sich nicht blindlings auf die Gültigkeit dieser Lehrmeinung verließen, sondern die Ursachen des Schlaganfalls anders zu deuten versuchten, einen schweren Stand hatten. Weder die Autorität des großen Internisten Franz Volhard noch die bereits in den 20er Jahren erschienenen kritischen Veröffentlichungen namhafter Wissenschaftler wie Rosenblath, Westphal und Ricker konnten die landläufige Ansicht vom Bersten eines Blutgefäßes im Gehirn (bei plötzlich erhöhtem Blutdruck, zum Beispiel infolge körperlicher oder seelischer Anstrengung) als der wesentlichen Ursache einer Apoplexie ins Wanken bringen.

Immerhin — die Diskussion kam in Gang, und im Laufe der Zeit setzte sich die Erkenntnis durch, daß der Schlaganfall nicht nur eine, sondern recht verschiedene Ursachen haben kann und daß das Platzen einer Arterie im Gehirn eher die Ausnahme als die Regel darstellt. Anatomische Studien, experimentelle und klinische Untersuchungen erbrachten nämlich den Beweis, daß außer Massenblutungen relativ häufig Störungen der Blutzirkulation und Gefäßkrämpfe innerhalb der Hirnarterien vorkommen, die im Endeffekt zu demselben Ergebnis — und zwar zu Lähmungserscheinungen oder gar zu tödlichem Ausgang — führen können wie der Riß eines Blutgefäßes. Dies liegt an der besonderen Empfindlichkeit der Hirnzellen, bei denen eine Unterbrechung

der Blut- und damit Sauerstoffzufuhr von wenigen Minuten genügt, um irreparable Schäden hervorzurufen; denn letzten Endes ist es gleichgültig und führt zu denselben klinischen Symptomen, ob eine Nervenzelle durch den mechanischen Druck eines Blutergusses in der Umgebung oder infolge mangelhafter Sauerstoffzufuhr geschädigt bzw. zerstört wird. Mit dieser mehr funktionellen Betrachtungsweise fand man zugleich auch eine Erklärung dafür, weshalb der Schlaganfall vielfach gar nicht „schlagartig“, sondern allmählich eintritt und warum nur wenige Kranke wirklich „wie vom Schlag getroffen“ zusammenstürzen — wie es die wörtliche Übersetzung des griechischen Begriffs „Apoplexie“ besagt.

Heute, wo die Frühbehandlung des Schlaganfalls eine anerkannte Methode in der Medizin ist, kann man sich nur wundern, wie lange es gedauert hat, bis man aus der Erkenntnis, daß Durchblutungsstörungen innerhalb des Gehirns (mit und ohne Thrombose bzw. Embolie) bei der Entstehung der Apoplexie eine bedeutsame Rolle spielen, praktische Folgerungen zog. Es ist das besondere Verdienst von Prof. Dr. med. Fritz Mainzer, der seit mehr als 20 Jahren am Anglo-Swiss-Hospital in Alexandria als Internist tätig ist, den Stein ins Rollen gebracht zu haben. Er ging dabei von der Überzeugung aus, daß die Gefäßveränderungen im Gehirn, die dort zu einer Blutung bzw. „Erweichung“ eines bestimmten Bezirks führen, etwas Ähnliches sind wie die Erkrankungen der Herzkranzgefäße, die einen Anfall von Angina pectoris oder einen Herzinfarkt auslösen. Wenn hier eine Parallele besteht — so sagte sich Mainzer —, dann müßte es auch möglich sein, mit solchen Mitteln, die bei einem Herzanfall wirksam sind, auch bei einem Schlaganfall etwas zu erreichen.

Es war an einem Sommertag des Jahres 1937, als Prof. Mainzer zu der Mutter eines seiner Assistenten gerufen wurde, die plötzlich unter den Symptomen eines Schlaganfalls erkrankt war. Frau K. hatte sich am Morgen wegen eines Briefes stark erregt; sie mußte erbrechen und wurde kurz danach ohnmächtig. Aber es war keine gewöhnliche Ohnmacht: Der röchelnde Atem, das Fehlen der Reflexe und unwillkürlicher Harnabgang brachten den jungen Dr. K. sehr schnell auf den Gedanken, daß es sich hier wohl um eine Apoplexie handeln

müsse. Chefarzt Mainzer erschien knapp eine Stunde nach Beginn der Krankheitserscheinungen und verabreichte der immer noch ohnmächtigen Patientin eine Injektion von Euphyllin — in der Überzeugung, daß er mit diesem seit 20 Jahren gebräuchlichen Herz- und Kreislaufmittel der Kranken auf keinen Fall schaden könne, und in der Hoffnung, auf diese Weise die gestörte Blutzirkulation im Gehirn zu verbessern.

Zu Mainzers eigener Überraschung wachte die Kranke kaum 5 Minuten nach der Injektion wieder auf und konnte sogar — so als ob nichts gewesen wäre — zwei Stunden später ihr Mittagmahl einnehmen. Am nächsten Tag war auch das Schwächegefühl im rechten Arm und Bein verschwunden, und alle Reflexe waren wieder normal auslösbar. 6 Jahre später starb Frau K. an einer Ruhr, ohne jemals wieder Anzeichen eines Schlaganfalls bemerkt zu haben.

War es nur ein Zufallserfolg? Und wenn nicht, wie sollte man sich diese überraschende Wirkung einer einzigen Injektion erklären? Mainzer sah darin zunächst einen Beweis für die Richtigkeit seiner Auffassung und die mancher anderer Ärzte, daß der Schlaganfall keineswegs ein unentrinnbares Schicksal ist. Nur — wie eine so plötzliche Wendung zustande kommen konnte, das wußte er damals noch nicht. Und auch heute — fast 20 Jahre danach — gibt es noch verschiedene Ansichten über den Einfluß jener sogenannten Purinkörper, zu denen auch die Mittel der Euphyllin-Reihe gehören.

Nach dem ersten überraschenden Erfolg einer „Frühbehandlung des Schlaganfalls“ wird Mainzer von seinen Kollegen in Alexandria gedrängt, auch in der medizinischen Fachpresse darüber zu berichten. Doch er will davon zunächst nichts wissen, denn er will seine Methode erst noch weiter erproben und zugleich auch eine wissenschaftlich fundierte Erklärung dafür finden. Obwohl in Alexandria nicht weniger Menschen einen Schlaganfall erleiden als bei uns, hat es 12 Jahre gedauert, bis Mainzer genügend Erfahrungen sammeln konnte, um mit gutem Gewissen vor die medizinische Öffentlichkeit zu treten.

Anfang 1949 erscheint in der Schweizer Medizinischen Wochenschrift sein erster Bericht über die „Frühbehandlung des Schlaganfalls mit Aminophyllin“ — so wird das deutsche Präparat Euphyllin im



Ob es sich um einen Blutungsherd im Gehirn handelt oder ob ein bestimmter Hirnbezirk infolge gestörter Blutzirkulation „erweicht“ ist — die klinischen Erscheinungen des „Schlaganfalls“ hängen nicht nur von der Größe des Krankheitsherdes, sondern auch von dessen Sitz ab. Es gibt sogenannte stumme Zonen im Gehirn, bei deren Ausfall so gut wie keine Erscheinungen beobachtet werden, während selbst ein kleiner Herd in einem lebenswichtigen Zentrum oder dort, wo zahlreiche Nervenbahnen parallel verlaufen, zu schweren Störungen oder gar zu einem tödlichen Ausgang des Schlaganfalls führen kann. — Auf der Skizze zeigt der punktierte Kreis den apoplektischen Herd an, der hier im Stirnhirn lokalisiert ist.

Ausland bezeichnet. Wenn dabei nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Heilungen hervorgehoben wird, so liegt dies nicht etwa an der Unzuverlässigkeit der Methode, sondern in erster Linie an der Tatsache, daß viele Apoplektiker erst nach Stunden, das heißt also zu spät in die Klinik kommen — wenn nämlich von einer Frühbehandlung nicht mehr die Rede sein kann.

Da der praktische Arzt im allgemeinen der erste ist, der einen vom Schlag getroffenen Patienten zu sehen bekommt, fällt ihm die Aufgabe zu, und er sollte wenigstens den Versuch machen, durch eine sofortige Injektion die entscheidende Wendung herbeizuführen, selbst dann, wenn er im ersten Augenblick nicht entscheiden kann, ob eine Apoplexie eine Massenblutung oder eine Durchblutungsstörung im Gehirn zugrunde liegt. Besonders aussichtsreich ist die Frühbehandlung in den Fällen, wo sich ein beginnender Schlaganfall durch bestimmte Symptome wie Sprachstörungen, Taubheitsgefühl in Armen und Beinen, Kopfschmerzen und Schwindel andeutet, weil nämlich nach diesen Vorboten keine Massenblutung, sondern Durchblutungsstörungen infolge Embolie, Thrombose oder Gefäßkrämpfen zu erwarten sind, die bei rechtzeitiger Injektion eines krampflösenden und gefäßerweiternden Mittels behoben bzw. gebessert werden können.



Jürgen gab ein gutes Beispiel

Eine gute Idee haben wir alle schon einmal gehabt. Meistens kam uns bei der Arbeit der zündende Gedanke, wie man es wohl besser, sicherer oder billiger machen könnte. Vielleicht wurde die Idee dann noch einmal im Kollegenkreis durchgesprochen. Aber dann wurde sie zu Grabe getragen, auf Eis gelegt — vergessen. Nicht so bei Jürgen Kunkel, einem 18 Jahre alten Mechanikerlehrling. Er dachte sich eine Verbesserung an einem Meßinstrument aus, bannte die Idee auf ein Blatt Papier, damit sie nicht wieder verschwinden konnte und reichte sie als Verbesserungsvorschlag ein. Das Ergebnis: Eine einmalige Prämie von DM 200,—. Dies ist der höchste Betrag, den ein Lehrling oder Jugendlicher bisher für einen Verbesserungsvorschlag erhielt. Es erübrigt sich zu sagen, wie sehr Jürgen, der zur Zeit in der Metallurgischen Abteilung der Versuchsanstalt beschäftigt ist, sich darüber freute. Gleichsam aber lieferte er vielen älteren Kollegen ein Beispiel dafür, wie man Einfälle verwirklicht und durch Mitarbeit am betrieblichen Vorschlagswesen vorwärtsschafft. Wie überhaupt Jürgen Kunkel es darauf abgesehen hat, im Leben vorwärtsszukommen. So besucht er neben der Berufsschule abends eine Vorschule zur Maschinenbauschule. Sein ganzes Bemühen geht dahin, die Lehrabschlussprüfung im kommenden Herbst mit „Sehr gut“ zu bestehen, damit das Werk ihm hilft, die weitere Ausbildung auf der Maschinenbauschule zu finanzieren. Er hat den Wunsch, Maschinenbau-Ingenieur oder Gewerbelehrer zu werden. Jürgens Vater, der früher Elektroschweißer auf der Hütte war, ist 1942 gefallen. Jürgen war damals drei Jahre alt. Nun möchte er seiner Mutter die Freude machen, ihr zu zeigen, daß etwas Rechtes aus ihm geworden ist. So wie er sich durch seinen Verbesserungsvorschlag bewährt hat, wird er bestimmt auch im Leben seinen Mann stehen. Sein Vorschlag hilft uns weiter.

Die Welt im Buch

Dürfen wir Ihnen, liebe Leser, wieder behilflich sein bei der Auswahl Ihrer Literatur! Denn gerade jetzt, wo im Zuge der Arbeitszeitverkürzung viele Menschen vielleicht zum erstenmal Zeit haben für sich selbst und damit die Möglichkeit, das eigene Leben nach eigenem Willen zu gestalten, kommt dem Buch eine besondere Bedeutung zu. Was Menschen erschaut, erdacht, erträumt, hier finden wir es wieder. Die weite, so unendlich reiche Welt des Geistes und der Kunst kann jeder betreten — wenn er nur will. Heute haben wir mit Hilfe der Technik die Gelegenheit, unsere eigene Welt uns zu schaffen. Die jeweils auf diesen Seiten vorgestellten Bücher wollen dazu Anregungen geben. Die echte und dauernde Zufriedenheit erwächst aus dem Herzen und aus dem, was wir selbst tun — nicht, was wir mit uns tun lassen: Mensch sein in Muße. Sich besinnen auf die ewigen Werte des Lebens.

Pearl S. Buck: Das Mädchen Orchidee. Verlag Kurt Desch, München. 480 S.

In ihrem neuen, bereits in 18 Sprachen übersetzten Roman erzählt Pearl S. Buck von der letzten chinesischen Kaiserin Tsu Hsi, die in ihrer Jugend eine schöne Konkubine, in der Mitte des Lebens eine glanzvolle Kaiserin war und im Alter als eine Göttin verehrt wurde. Vier Jahrzehnte chinesischer Geschichte, faszinierend und packend geschildert.

Das goldene Buch des Humors. Herausgegeben von Walter Böckmann. Verlag C. W. Niemeyer, Hameln. 504 S.

Ein Haus- und Vorlesebuch für den Familien- und Freundeskreis mit Beiträgen von Eugen Roth, Thaddäus Troll, Jan Herchenröder, Jo Hanns Rösler, Wolfgang Hildesheimer, Heinrich Böll, Irmgard Keun, Hans Reimann und vielen anderen. Wer einmal recht von Herzen lachen will und darüber hinaus Freude an off hintergründiger Ironie hat, der greife zu diesem Buch.

Hans Habe: Im Namen des Teufels. Verlag Kurt Desch, München. 528 S.

Dieses Buch ist die Geschichte des Spions Georg Droste, der in den Jahren 1947 bis 1955 abwechselnd, und zuweilen auch gleichzeitig, in den Diensten von Ost und West stand. Hans Habe gibt in diesem Buch eine bittere und gerechte, empörte und erschütternde, zuweilen auch heiter-ironische Abrechnung mit den Geheimdiensten der großen Mächte.

Anton Zischka: Frieden in einer reicheren Welt. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 288 S.

Man kennt die Bücher von Anton Zischka. Auch dieses ist zügig geschrieben und mit phantastischem Fleiß zusammengetragen, besonders was das Zahlenmaterial angeht. Frieden in einer reicheren Welt —, das ist Volkswirtschaft, weltweit gesehen. Zischkas Forderung: Helft den unterentwickelten Völkern, den Hungernden, nur dann werdet ihr euren eigenen Wohlstand erhalten können.

Hans-Jürgen Lembourn: Es kommt ein Tag. Karl Rauch Verlag, Düsseldorf.

Der aus dem Dänischen übersetzte ergreifende Bericht vom Leben einer Familie unserer Tage. Professor Spøge mit seinen zwei Jungen aus erster Ehe, seine junge zweite Frau und ihre gemeinsame Tochter bestimmen die Handlung. In konkreten Alltagssituationen wird zugleich das Grundthema unserer heutigen Welt mit dramatischer Intensität abgewandelt und erlebt.

Fritz René Allemann: Bonn ist nicht Weimar. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. 366 S.

Der in Bonn lebende Schweizer Publizist gibt hier eine genaue und umfassende Analyse der politischen Struktur der Bundesrepublik. Im ständigen Vergleich mit der Weimarer Republik vermag er die Andersartigkeit der Bundesrepublik, ihre andere Sicherheit, aber auch ihre anderen Anfälligkeiten, deutlich zu sehen. Eine im höchsten Maße aktuelle Untersuchung.

Ernst Schnabel: Der sechste Gesang. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 168 S.

In diesem Buch, das vom VI. Gesang der Odyssee seinen Ausgang nimmt, erzählt Ernst Schnabel die Abenteuer des Odysseus von der Eroberung Trojas bis zu seinem Abschied von Nausikaa. Nur selten ist die Welt des Mittelmeeres in ihrer

Vitalität so helllichtig gestaltet worden wie in diesem Buch. Dazu kommt ein Humor, der nie banal ist, sondern immer Tieferes deutet.

Erich Kästner: Die Schule der Diktatoren. Cecilie Dressler Verlag, Berlin. Illustriert von Chaval. 128 S.

Der Plan zu Kästners neuem Buch ist zwanzig Jahre alt. Damals wurden viele, auch der Autor, um alle Hoffnungen ärmer und um eine Erkenntnis reicher: Sie erfuhren, daß der Mensch unter Beibehaltung seiner fotografischen Ähnlichkeit sich bis zur Unkenntlichkeit verunstalten läßt. Das Buch ist keine Satire, sondern zeigt den Bürger als staatsgelenkte Marionette.

René Hardy: Bitter war der Sieg. Verlag Kurt Desch, München. 388 S.

Der Roman des Franzosen Hardy, der zwar im Krieg spielt, aber kein Kriegsbuch ist, handelt vom Haß zweier Männer, die auf derselben Seite stehen und sich unter dem Gluthauch der Wüste ein tödliches Duell liefern. René Hardy hat die Wüste als Offizier der Fremdenlegion kennengelernt und hier ein zeitloses Thema souverän gestaltet.

Herman Wouk: Marjorie Morningstar. Wolfgang Krüger Verlag, Hamburg. 731 S.

Unter den Neuerscheinungen des letzten Jahres ist dieser Roman des jungen Amerikaners Wouk — des Verfassers der „Caine“ — sicherlich eine der beachtlichsten, ja bedeutendsten. Wouk macht den gut gelungenen Versuch eines kritischen Querschnitts durch das Leben der Stadt New York in den dreißiger Jahren, mit besonderem Augenmerk auf die jüdische Intelligenz.

Erich Maria Remarque: Der schwarze Obelisk. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. 400 S.

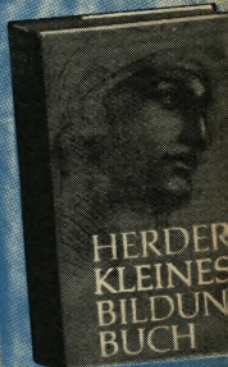
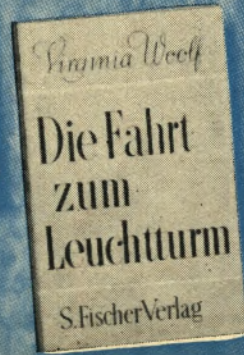
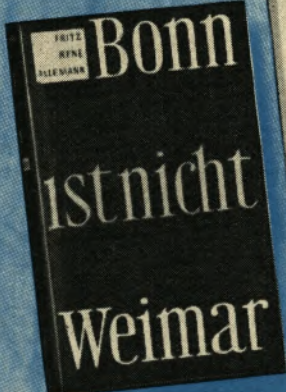
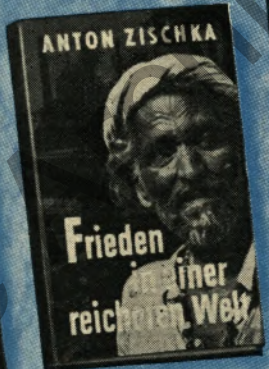
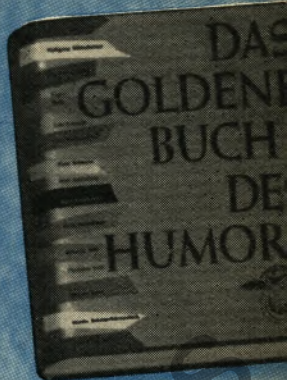
Das neueste Buch des berühmten Schriftstellers ist die Geschichte einer Liebe, der Liebe eines Menschen, dem im ersten Weltkrieg mehr abverlangt worden ist, als die Natur einem jungen Menschen zu tragen möglich macht, und der nun, auf den Wegen einer merkwürdigen Liebe, zu sich selbst zurückfindet. Ein Buch, das die Qualitäten Remarques neu dokumentiert.

Virginia Woolf: Die Fahrt zum Leuchtturm. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 255 S.

Nach dem Erfolg der bereits vorliegenden Romane „Die Jahre“ und „Mrs. Dalloway“ legt der S. Fischer Verlag nunmehr einen der bedeutendsten Romane der englischen Dichterin vor. Im Mittelpunkt des Geschehens stehen Mrs. Ramsey, ihr egoistischer Mann, ihre acht Kinder und die zahlreichen Freunde, die das Sommerhaus der Ramseys auf einer Hebrideninsel bevölkern. Ein Buch voller Lebens-tiefe, echter Liebe und Trauer.

Herders Kleines Bildungsbuch. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 860 S. mit vielen Abbildungen.

Da ist nun das, was der gebildete Mensch von sich und der Welt wissen muß, auf 860 Seiten zusammengetragen. Doch dieses Buch will kein Bildungsbuch im üblichen Sinne sein, sondern ihm kommt es vor allem darauf an, die Leser an die großen Zusammenhänge der Dinge heranzuführen. So von Kapitel zu Kapitel sind Verbindungslinien gezogen, in denen sich unsere Welt zu einem Ordnungsbild zusammenfügt.



March 14



Josef Voßkühler, Hochofenbetrieb: „Dahlien.“ Voigtländer-Vitessa, 1/30 sec. Blende 5,6, Gevapan 13/10.



Hermann Dresenkamp, Kfz-Betrieb: „Adalbert Dickhut.“ Vito II, 1/50 sec. Vacu-Blitz, Blende 4, Perutz 21/10.



Hans Niederhoff, Sozialbetriebe: „Heimkehr von der Feldarbeit.“ Retina, 1/100 sec. Blende 5,6, Adox KB 17.

Kleine Fotoschau

Die Welt der Fotografie ist vielschichtig und überaus wechselnd in ihrer Entwicklung. Was aber von jeher den besonderen Wert eines guten Lichtbildes ausmachte, wird auch von der modernen Fotografie nicht bestritten: Die subjektive Aussagekraft eines jeden Bildes. Wenn wir nun als prämierte Aufnahmen unseres Fotowettbewerbs in erster Linie das sogenannte „schöne Bild“ vorstellen, so heißt das nicht, daß die Jury der modernen Fotokomposition nichts hätte abgewinnen können, sondern daß es trotz der Fülle der Einsendungen ganz einfach an Fotos dieser Art mangelte. Trotzdem aber darf man die getroffene Auswahl vom Fotografischen her als anspruchsvoll bezeichnen, zeigt sich doch immerhin eine recht beachtliche Schwarz-Weiß-Leistung. Jeder hat da so seine Methode. Das Leben bietet die Bilder, von denen die Wirkungen ausgehen. Man muß nur die Augen aufmachen und willens sein, sich mitreißen zu lassen. Denn selbst die technisch perfekte Aufnahme wirkt nur, wenn der Gegenstand auf den Fotografen gewirkt hat.



Horst Kupetz, Blockwalzwerk: „Scherenschnitt-Silhouette einer Abendstimmung am Garda-See.“ Kodak Retina, 1/30 sec. Blende 5,6, Agfa.

Fritz Krüger, Seilerei Werk Gelsenkirchen: „Westfälische Landschaft.“ Contina Tessar 2,8, 1/100 sec. Blende 5,6, Gelbfilter, Agfa 17/10.

Willi Dinkeller, Revision und Organisation: „Sommermorgen.“ Retina Ia, 1/25 sec. Blende 2,8 (Gelbgrünfilter), Adox KB 17.

